



Max Brod
Die Frau
nach der man
sich sehnt

Roman

Wallstein

Max Brod

Die Frau nach der man sich sehnt

Max Brod
Ausgewählte Werke
Herausgegeben von Hans-Gerd Koch
und Hans Dieter Zimmermann
in Zusammenarbeit mit Barbora Šramková
und Norbert Miller

Max Brod
Die Frau
nach der man
sich sehnt

Roman

*Mit einem Vorwort
von Franz Hessel*



WALLSTEIN VERLAG

Gefördert von der Fritz Thyssen Stiftung Köln und
unterstützt vom Deutsch-Tschechischen Zukunftsfonds
sowie dem deutschen Auswärtigen Amt

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet
diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Wallstein Verlag, Göttingen 2013
www.wallstein-verlag.de
Vom Verlag gesetzt aus Aldus Roman
Umschlaggestaltung: Susanne Gerhards, Düsseldorf
unter Verwendung eines Fotos von Marlene Dietrich
aus dem Film »Die Frau, nach der man sich sehnt« (1929),
Fotograf: Otto Behrens, © Deutsche Kinemathek
Druck und Verarbeitung: Hubert & Co, Göttingen
ISBN (Print) 978-3-8353-1333-0
ISBN (E-Book, pdf) 978-3-8353-2452-7
ISBN (E-Book, epub) 978-3-8353-2453-4

Inhalt

Vorwort (<i>Franz Hessel</i>)	7
Die Frau, nach der man sich sehnt. Roman	
Begegnung	15
Folies Bergère	21
Unter dem Donner der Kanonen	37
Dorothy	48
Kalte Liebe	62
Rockenhaus Tuch	86
Agnes	101
Stascha	124
Die Bar Papagei	132
Es ging alles so leicht	149
Glückstage	163
Die Schwester	193
Omina et portenta	212
Das dritte Gefühl	225
Lieb mich weniger, so liebst du mich recht!	257
Wenn Liebe stirbt	277
Doktor Karkos	298
Morgendämmerung	318
Nachwort (<i>Hans-Gerd Koch</i>) 327	
<i>Editorische Notiz</i> 339	
<i>Über den Autor</i> 340	

Vorwort

Statt darüber zu schreiben und das schön Zusammengefügte auseinanderzusetzen, möchte man dies Buch lieber gleich noch einmal lesen, frei von der Spannung, die bei der ersten Lektüre das Verweilen verhindert. Man möchte all das festhalten, was hier an süßen und bitteren, spiele- rischen und tiefen Weisheiten über die Liebe gesagt ist. Dies Buch handelt nämlich wirklich – und das ist heute etwas sehr Seltenes – von der Liebe selbst, dieser ver- botenen Sache, die wir nicht aushalten, für die wir zu schwach sind. Wir halten nur »die Abschwächungen der Liebe« aus. Dies Buch spielt fast ganz in der schweben- den Sphäre dessen, was der Dichter »das dritte Gefühl« nennt, das weder Freundschaft noch Sinnlichkeit, auch keine Zusammensetzung aus beiden ist, sondern ein drit- tes Unabhängiges. Der Leser fühlt mit dem Helden, wie solche Hingabe rastlos zum bürgerlichen und ethischen Untergange drängt. Den möchte der junge ehemalige Offizier der weiland österreichischen Armee, der das ganze in einer pariserischen Nacht beichtet, bisweilen aufhalten. Eingedenk, daß »aller Verkehr unter Men- schen ein Kunstwerk sein soll«, möchte er aus echtem Liebesdienst, nicht aus Berechnung, sein Erleben formen, aber das duldet sie nicht, die schöne Stascha, seine letzte und einzige Geliebte, sie sprengt ihm alle Brücken zur Außenwelt, die nur noch als Schrecktraum seiner Nachtangst in sein Leben hineinspielt mit verlorenen At- testen, zu schreibenden Briefen, gespensternden Pflich- ten und Bestrebungen, nur noch als haltloses Erschrek- ken vor der Unmöglichkeit der eigenen Situation in

Hotel, Familie und Welt. Das Chaos, das in dieser Frau mit den »laukalten« Armen immer wieder aufsteigt, ist unter vielen andern an einer Stelle wunderbar deutlich gemacht, da, wo erzählt wird von ihrem schön geordneten glattgewellten Haar, »das aber doch an der Schnittfläche über dem Hals in Locken aufgeht, wie etwa eine Amethystdruse rundum schönen Schliff, an der Bruchstelle aber ihre Kristalle zeigt«.

Als Werk eines bewährten Erzählers ist die Geschichte von »der Frau, nach der man sich sehnt« auch als Roman sehr gut und wird nach Gebühr gelobt werden. Um so mehr möchte ich auf lauter Einzelheiten hinweisen, auf Sätze in Parenthese wie: »Wir aßen immer an derselben Seite des Tisches, nie förmlich einander gegenüber«, auf kleine Schilderungen wie die von den Stätten der Liebenden, ihrem Berlin zum Beispiel, das wie ein Erfrischungsgetränk ist, eisigfroh mit ganz leichtem Alkoholprickeln darin und eine Grundfarbe hat: rosig bis sandsteingrau, auf all das, was der Dichter in Darstellung, Dialog oder in Gleichnissen wie dem vom brennenden Papier über die »Durchlöcherung des Wunders« aussagt: »Wenn man ein großes Stück Papier in die Ofenglut wirft, kann man ganz genau ein Stadium abpassen, in dem das Papier zwar schon an allen Ecken und Enden brennt, aber dennoch im Ganzen seine alte Form bewahrt zu haben scheint – man sieht es immer noch wie es war, aber zu retten ist es nicht mehr.«

Mit der leidenschaftlichen Exaktheit Stendhals sind in diesem Buch die kleinen und großen Dinge der Liebe gesagt, die den Erwin Mayreder soweit bringt, dass er endlich statt der Geliebten und ihrem Räuber nachzusetzen, tief sinnig und ergeben in »unserm« Zimmer sitzt, stundenlang mit einer Arbeit beschäftigt, die sich beide schon

lange vorgenommen hatten: Ordnen und Einkleben von Photoaufnahmen der Reisen ihrer glücklichen Zeiten. Da ruht er in Todeslust des Verweilens aus von der Leidenschaft, der er dann den Rest seines Lebens tatenlos und wissend nachschauen wird. Und wir kehren mit ihm zum Anfang zurück und lesen noch einmal von vorne.

Franz Hessel

Die Frau
nach der man
sich sehnt

Roman

Wir halten es nicht aus, wirklich zu lieben, wir sind zu schwach. Daher sind es nur die Abschwächungen der Liebe, die wir aushalten.

(Aus diesem Roman)

Trotz allem können wir ja nicht umhin zu wissen, daß nur absolute Lösungen menschlich anständig sind.

(Emil Strauß)

Begegnung

Der Titel ›Eine Nacht toller Liebe‹ nahm sich recht unglaubwürdig aus über den schrillen Bildern des Revueplakats, aber geradezu wie eine Gotteslästerung neben dem zum Zerbröckeln alten Livreedieners, der müden Gesichts das Portal der »Folies Bergère« flankierte und zusammen mit zwei ebenso abgehetzten und verärgerten Wachleuten das Vorfahren der Autos mühsam genug zu überwachen hatte.

›Eine Nacht der Liebe‹ – oder vielmehr eine große angestrengt arbeitende Fremdenindustrie-Mühle? Die Antwort war so traurig, so klar.

Ich weiß nicht, warum ich hinging. Überaus glücklich war ich. So konnte es einerlei sein, wo ich den Abend verbrachte. In meiner Rocktasche knitterte ein Brief, der mich glücklich machte. Ein Brief, den ich viele Tage lang erwartet hatte. Aber heute hatte mir ihn die Post gebracht. Ein Brief von dem geliebten Mädchen, zu dem ich nun in ein oder zwei Wochen, nach Erledigung meiner Pariser Angelegenheiten, heimkehren konnte ...

Im Foyer, dessen vielfach gespiegeltes Licht die Augen in Brand steckte, waren weitere Bestandteile der Fremdenindustrie-Maschine klappernd an der Arbeit. Der Kassier. Dann ein seltsamer Gerichtshof von drei würdigen Greisen in Frack, hinter einem gemeinsamen Pult sitzend, an dem man die gekaufte Karte aus irgendeinem unklaren Grund nochmals zur Überprüfung vorzulegen und gegen eine andere umzutauschen hatte. All das geschah sachlich, unerbittlich, böse. Der rechte Empfang für eine ›Nacht der Liebe‹. – Zahlte man an der Garderobe, so wurde einem

von dem dicken blassen Mädchen, das da bediente, etwas nachgeschrien, was ungefähr wie »*Un petit benefice*« klang, also eine Bitte um ein Trinkgeld, jedoch durchaus nicht als Bitte vorgebracht, sondern etwa so, als sollte gesagt sein: »Du Trottel, du weißt also nicht einmal, daß du mir ein Trinkgeld zu geben hast. Sogar das muß man dir sagen, Idiot!«

Beschämt wandte man sich um und erlegte nun auch das Trinkgeld.

Beschämt, doch nicht etwa ärgerlich. Zu Ärger war kein Anlaß. Daß man das alte liebenswürdige Paris an solchen Stätten rohen Vergnügens für rohe Fremde nicht suchen darf, wußte man ja. Hier vielmehr suche man nur eines: unglückliche, arme, ausgeblutete Angestellte, die sich an uns ausländische Portemonnaies heranmachen. Übrigens ohne besondere böse Absicht, nur mückenähnlich, in tierisch instinktivem Drang, vom Saugtrieb beherrscht. –

Eine solche Existenz glaubte ich abzuschütteln, als ich an einem älteren zerlumpten Menschen, der mich ansprach, schnell vorüberstrich.

»Ich habe mir nämlich – habe mir nämlich einen freien Abend gemacht« brummte der Mensch hinter mir her. »Und da wollte ich Sie bitten ...«

Diese Leute, die einen in Paris deutsch ansprechen, sind die allerärgersten. Gefährliche Schlepper für Wurzelokale. Gefährlich, weil sie bieder aussehen, sich vor lauter Biederkeit sogar ein wenig ungeschickt und steif benehmen, so tun, als liege auf dem Grund ihrer Seele noch etwas Unaufgelöstes, in Worten gar nicht Ausdrückbares. Und dabei ist ihr Programm so einfach und klar. Unter dem Vorwande, unerhörte Laster zu zeigen, die man schon aus anthropologischem Interesse nicht ungesehen

lassen dürfe, bringen sie einen in ein gewöhnliches, im Kitsch-Orient-Stil aufgeputztes Bordell, wo bereits das bloße Über-die-Schwelle-Treten auf Grund irgendeines ungeschriebenen und nicht nachprüfbaren Gewohnheitsrechtes zur Zahlung von ein halb Dutzend Champagnerflaschen verpflichtet, die mit rätselhafter Schnelligkeit auf dem Tisch des *Cabinet particulier* erscheinen. Dazu drehn sich sechs häßliche Mädchen, nicht so sehr nackt als ausgekleidet, in schäbigem ›Schönheitsreigen‹ vorbei – und will man eiligst aufbrechen, unter Protest, daß man weder den Champagner noch den Tanz bestellt habe, so erscheint ein gewaltiger Negerboxer in der Türe, um einem die Unanfechtbarkeit der Rechnung stumm, gewissermaßen durch seinen bloßen Anblick, klarzumachen. Der ›deutsche Führer‹ aber ist schon vorher spurlos durch einen Tapetenspalt verschwunden.

»Und da wollte ich Sie bitten ...« brummte der Mann, der mich überholt hatte und nun vor mir stand.

Wortlos wollte ich vorbei – die einzige Methode, sich diesen Schwindlern gewachsen zu zeigen.

»*Un petit benefice*« rief der Diener, dem ich ein Programmheft abgekauft hatte.

Wieder vergessen! schalt ich mich, gab das Geld, – da stand mir der Fremde wieder, diesmal seitlich, im Weg.

»Schamlos – wie alles hier« murmelte er und hatte meine Gedanken ausgesprochen – allerdings mit einem Nuancenunterschied. Mich betrübt die schamlose Bettelei, hinter der ich Not zu spüren glaubte. Der Fremde rieb sich fröhlich die Hände.

Das aber war es noch nicht, was mich in Erstaunen setzte. – Alle diese Schlepper sind ja Philosophen. Gescheiterte Existenzen, mit einer gewissen Vorbildung von früher her. Das weitere bringt dann ihr schwieriger Be-

ruf. – Seine Bemerkung also verblüffte mich nicht. Doch als ich ihm ein Geldstück in die Hand drückte, schlug er es aus. Da sah ich mir den Menschen doch etwas näher an.

»Ich bettle nicht« sagte er ruhig und einfach.

Er war schlank, auffallend groß und mager. Das Merkwürdigste war sein abgezehrtes gelbliches Gesicht, das sich in der Farbe von dem hellbraunen Vollbart und Backenbart nur wenig abhob. Der Bart schien gepflegt, machte aber trotzdem einen armseligen, ich möchte sagen: krankhaften Eindruck. Als sei jedes Haar einzeln müde, jedes einzeln von irgendeiner geheimnisvollen Krankheit befallen. Gepflegt und doch schäbig – das war überhaupt der Gesamteindruck. Deshalb war er mir zuerst ›zerlumpt‹ vorgekommen; bei näherem Hinsehen aber fand man gar nichts Zerlumptes an ihm. Nur Ärmlichkeit. Die Ärmlichkeit war in den schlechten, glänzend-gewetzten Anzug förmlich wie ein zäher Saft infiltriert. Die Hosen aber hatten trotzdem scharfe Bügelfalten. Gerade diese scharfen Falten im schlechten Stoff sind ja ein deutliches Zeichen der Deklassiertheit.

»Erwin Mayreder« sagte der Fremde, sich verbeugend, da ich ihn so ausführlich betrachtete. Der Verbeugung folgte noch ein mehrmaliges Schlenkern des Oberkörpers, was mich sofort an die Manieren ehemaliger österreichischer Offiziere erinnerte. Dazu stimmte auch das dünne Bambusstöckchen, das er trug – ein Stöckchen ohne Krücke, mit dem er gelegentlich leicht von der Seite an die Hosen schlug, wie mit einer Reitgerte.

»Was wollen Sie eigentlich von mir?« sagte ich. »Sie haben mich doch angesprochen, haben mich gebeten ...«

»Ja, ich wollte – ich wollte – das da« – er hielt mir eine grüne Eintrittskarte vors Gesicht. »Ja, bitte, tauschen Sie mir dieses Billett gegen ein besseres um ...« Und da er

meine Verwunderung merkte: »Ich muß nämlich mehr sehn ... besser sehn ... alles sehn. Von ganz vorn, allen Leuten ins Gesicht.« Dabei weiteten sich seine Augen, und wie er im Eifer recht nahe kam, stach mir ein leichter, aber sehr giftig riechender Alkoholschwaden in die Nase. – Übrigens schien er nicht betrunken. Es gibt ja Menschen, deren Körper von geistigen Getränken so durchsetzt ist, daß sie unangemessene Quanten gar nicht mehr spüren. Jedenfalls machte der Mann, wieder zurücktretend, keinen unangenehmen Eindruck. Er bewegte sich sogar sehr graziös, sprach allerdings stockend, was aber nur wie Schüchternheit und gleichfalls anmutig wirkte. Seine Bitte dagegen war sonderbar. Statt eines Abendessens, das ihm, dem verhungerten Aussehn nach zu schließen, sehr wohlgetan hätte, verlangte er eine Luxuskarte für »*Folies Bergère*«. Doch an jenem Abend konnte ich nicht ›nein‹ sagen, des Briefes wegen, der endlich eingelangt war. Alle Minuten einmal fühlte ich in die Tasche, das zerdrückte Papier war wie eine Liebkosung für meine Hand.

Ich ging zur Kassa zurück.

Hartnäckig folgte mir der Mann: »Einen recht guten Platz, bitte.« In seinen blauen, wie von überirdischem Glanz (oder von Alkohol) ausstrahlenden Augen flammte etwas auf, was mir das plötzliche Gefühl einer Nähe, einer geistigen Verwandtschaft eingab. ›Wir beiden Leidenschaftlichen – inmitten dieses tot lärmenden Betriebs‹ dachte ich. Es gibt ja Stimmungen und Zeiten, in denen man einem solchen gehauten Verwandtschaftsgefühl besonders leicht und gern erliegt. Der Brief in meiner Tasche war es, zweifellos dieser Brief, – er hatte mich beweglich gemacht, schenkte der Zukunft blühende Farben und der nächsten Stunde: Ruhe, wie sie mir so selten

beschieden ist – Ruhe, Bedenkenlosigkeit. Ja, so ist es; eine rechte Freude heilt alle Kleinlichkeiten und Stockigkeiten des Lebens. Ich kaufte dem Mann einen Sitz neben dem meinen. Es war ja übrigens kaum der Rede wert.

Folies Bergère

Dann sah er sehr ernst neben mir, benahm sich aber ganz anders, als ich erwartet hatte.

An die Bühne, das weiße, von siedendem Licht überschüttete Riesenloch, mit all dem Stampfen und Johlen drin, wandte er nur wenige Blicke. Gleichsam nur zur Kontrolle. Seine Augen gingen von Anfang an im Schweigen des Parterres spazieren. Auch der weite Parterterraum war halbhell, Dämmerlicht regnete von den breiten Reflektorstreifen, die bläulich zitternd über ihm lagen wie parfümierte Wasserstrahlen aus unsichtbaren Dampfspritzen. Das leise siedende Geräusch der vielen Reflektoren, das wie ein wilder Kriegsgesang der Wollust das ganze wölbige Haus, den Lärm der Bühne wie die Starre des Publikums durchdrang – lauschte der Fremde dieser Grundmelodie, die aus den Tiefen aufstieg? Er lauschte, er glotzte. Was er wohl suchen mochte? Warum hatte er mitgenommen sein wollen, wenn er nun all die Beine der Revue und die weißgeschminkten Brüste mit ihren rotgeschminkten Knospunkten, Brüste, die sich im Tanz schüttelten und dabei doch garantiert fest und in Form blieben, auch ohne hochgehobene Arme (diese Scheidewasserprobe für den Kenner wurde öfters gemacht), wenn er all dies Aufgebot von sorgfältig ausgesuchtem Edelfleisch gar nicht beachtete?

Prüderie war es nicht, was seine Blicke begrenzte. Das merkte man an seinem Gesichtsausdruck. Der wies eher auf Freude, Sich-Behaglich-Fühlen, untermischt mit einer Art von eigensinnigem, kindlichem, nicht böartigem Hohn. Nichts Tadelndes dabei, vielleicht sogar eine Art von Beifall und Billigung.

Sein Schweigen, sein Von-der-Bühne-Wegschaun machte mich allmählich nervös. Auch ich begann im Zuschauer-raum umherzusehn. Das entlockte ihm die erste Bemerkung: »Nicht wahr, es ist doch viel interessanter ...«

Ein Bild, das eben gezeigt wurde, unterbrach ihn.

Auf der Szene war der ›alte Abonnent‹ aus seiner Loge aufgesprungen und hatte Protest erhoben, daß die Revue ›nicht nackt genug‹ sei. Der Titel »*super-nue*« sei jedenfalls eine Irreführung u.s.f. Abgang des mit dem Band der Ehrenlegion geschmückten Greises. Verwandlung: ›Die Hühner am Spieß‹.

›Die Hühner am Spieß‹. Da sieht man einen offenen Küchenherd auf der Bühne, unnatürlich vergrößert, mit ebenso gigantischen Kerzen und Nippesfiguren auf dem Sims, die halbe Manneslänge erreichen. All dies, damit die Hühner, die am Spieß dieses Herdes gebraten werden, richtige Menschengröße haben können (während Cyrano und der Koch Rageneau ganz klein, das heißt: nicht größer als die Hühner, neben dem Herd stehn, was einen phantastischen, fast märchenlieben Eindruck macht). Und am Spieß also, wagrecht über dem bengalischen Herdfeuer, zwei formlose Wesen – die gerupften Hühner – oder sind es wirklich Menschen, Frauen, in dieser geduckt zusammengedrückten Haltung? Vollständig nackt, wie eben gerupfte Hühner zu sein pflegen. Solches wird bei diesen unglückseligen Mädchen-Hühnern diesmal ohne Zutat auch nur des geringsten Tüllschleiers dadurch ermöglicht, daß ihr Kopf tief in die Brust gedrückt ist, vom Gesicht sieht man überhaupt nichts, nur eine Haarkugel stößt an die hockend heraufgezogenen Knie und die ganze Fleischmasse ist mit Stricken festgeschnürt, richtig ›Ware‹. Langsam drehn sich die Spieße. Mit ihnen die

Hühnchen, deren Hüftchen und hübsche Schenkel dem Doppelsinn des französischen »*poule*« alle Ehre machen.

»Wie lustig, wenn man nicht traurig dabei wird« sagt mein Nachbar.

Es ist wahr. Selbst wenn man allen Spaß der Welt versteht, nach solch einem Anblick möchte man sich die Augen desinfizieren lassen.

»Alles applaudiert« bemerkte ich und fühle mich mit dem Fremden schon ganz vereinigt, im Kampf gegen die Menge.

Doch er ist nicht empört. Vielmehr schimmert sein mageres Gesicht von freundlicher Weisheit, wie bei einem Forscher, der eben die Bestätigung für ein von ihm behauptetes Naturgesetz entdeckt hat.

Jetzt fiel mir ein, daß er den bessern Platz erbeten hatte, um »ganz von vorn, allen Leuten ins Gesicht« zu schau. Es war, als lese er jedem einzelnen, Männern wie Frauen, die Energie der hervorgeschwitzten sinnlichen Erregung vom Gesichte ab. Doch auch dies nicht etwa mißbilligend. Im Gegenteil: die erhöhte Temperatur, die deutlich in heiserem Keuchen und verlegenen Lächel-Grimassen ansteigende Begehrlichkeit des Publikums schien ihm wohlzutun. Nun applaudierte auch er und wurde mir vollends unverständlich.

Nächstes Bild, noch frecher als die ›Hühner‹, weil bis ins innerste Gefühl hinein frech. Was ist physische Entkleidung gegenüber solcher Preisgabe des Nichts in der Seele!

Einsamer Wald, See, Herbstbäume, Vollmond. Falsches grünes Glitzern und mittendrin ein sentimentales Liebespaar mit seinem Lied. »*Un chant d'amour*« – damit ihr es nur ja glaubt, wiederholen sich diese Worte immer wieder. So dick aufgetragenes Gefühl, das aber doch zart

und poetisch wirken will. Eine Zumutung, als sollte man, ins Gebiet des Komischen übertragen, ein Erdbeben direkt für einen Clownspaß ansehen. Etwas ganz entfernt an Clownspaß Erinnerndes ist ja an einem Erdbeben. Ebenso etwas, was entfernt, aber wirklich nur ganz entfernt mit Poesie zu tun hat, an den Waldelfen, die jetzt erscheinen. Eine, die zweite, die dritte Frauengestalt. Immer noch, immer noch neue. Jetzt sind es schon sieben, sie treten im Gänsemarsch aus der Kulisse, eine wie die andere die Beine hochhebend, Schritt für Schritt, Busen nackt, die Hände immer an der Taille der vorangehenden – und eine wie die andere spult ihr harmloses Girl-Lächeln über die Rampe hinunter. Noch andere, immer mehr, ganz dicht hintereinander, ein wandelnder Staketenzaun von Frauen, schließlich also siebzig Stück, hundertundvierzig nackte Beine auf und ab. Abmarsch, vorbei. Das Liebespaar ergibt sich weiterhin seinen Schwüren von Treue und Unschuld. Der Wald glitzert grün. Dazu aber schiebt sich nun im Hintergrund von der anderen Seite her dieselbe Elfenmauer vorbei – nur weiß man jetzt, wozu die Szene an einem Waldsee spielt. Der See ist aus Glas, die Girls spiegeln sich in ihm. Zweihundertundachtzig Beine mit hin. Und das Lied sagt hiezu:

Un chant d'amour
Qui monte au bord de l'eau
Et qu'alentour
Repète un tendre écho !

»Großartig« brüllt mein Nachbar, applaudiert drauf los.

»Was denn? Was wollen Sie eigentlich?«

Auf die Bühne hat er auch jetzt kaum hingesehn, immer nur auf die Zuschauer rings.

»Dieser ganze Massenaufwand, mit dem man nach Gold gräbt – an einer Stelle, wo absolut kein Gold zu finden ist, – wodurch man aber nur gereizt wird, den Aufwand immer noch zu vervielfachen. Passen Sie auf, es muß noch toller kommen!« Und er hielt wirklich aus, bei all den törichtesten Szenen, die ›Weinlese in Bordighera‹ oder ›Schwarze Messe‹ hießen und bei denen die Girls nacheinander die Weine Italiens und Frankreichs oder verschiedene Parfüms oder Pelzsorten oder Engel, Teufel und Folternonnen darstellten, stets an den unwahrscheinlichsten Körperteilen nackt, die Kleider wie von den Scheren der Reflektorstreifen aufgeschnitten. Es war immer dasselbe und schon furchtbar langweilig. Warum blieb ich eigentlich? Der Mann neben mir interessierte mich längst mehr als das ganze Schauspiel; das war es. Auf ihn wartete ich. Ich wollte mit ihm reden. Irgend etwas in mir war durch seine Worte berührt worden, eine meiner vielen Unsicherheiten. Ich hatte merkwürdigerweise ziemlich von Anfang an das Gefühl, daß der närrische Mensch mir Aufschlüsse zu geben hatte, über vielerlei, unter anderem auch über den Brief, den ich in der Tasche trug. ›Man gräbt nach Gold, wo absolut keines zu finden ist‹ – das ging mir nicht mehr aus dem Kopf, das und das schmerzliche Grinsen, eingespalten ins fleischlose Gesicht des Fremden.

In einer Pause bekam ich ihn endlich in den großen Vorsaal hinaus. Wir saßen bei einem Cobbler am Büfett. Promenade, Hunderte von Dirnen, die wie Flöhe die zirkulierenden Männer ansprangen, eine Bar in jeder Ecke, der Springbrunnen in der Mitte des Riesenraumes, oben die Galerie mit der amerikanischen Kegelbahn, die dröhnte, und gleich daneben lockte eine Schalmei zum Bauchtanz hinter dem Vorhang, offenbar für solche, die keine Minute

verlieren wollen. »Das alles ist nichts« meinte Herr Mayr-eder verächtlich. »Das war schon immer so. Vor zehn und zwanzig Jahren. Aber drin auf der Bühne werden wirkliche Fortschritte gemacht. Da sehn Sie diese Girls, Massenfabrikation, Amerika. Wie sie als Einheitsware pake-tiert sind, gleiches Kostüm, gleiches Lächeln, gleiche Schritte, zu vertauschen wie Zigarettenschachteln oder Schokoladetafeln. Es gelingt nicht mehr, eine einzelne von ihnen mit dem Blick festzuhalten. Man verwechselt sie im Hinschaun. Typenprodukte wie Ford-Automobile. Ist das nicht niederträchtig? Verstehn Sie mich recht, mein Herr: lieben und nicht unterscheiden können! Lieben und siebzig Stück zugleich! Für Industrieerzeugnisse hat ja dieses Massenaufgebot einen Sinn, auf Liebe übertragen ist es offenbar der reinste Widersinn. Daß man aber diesen offenbaren Widersinn riskiert, das eben ist das Neue, das Bedeutsame, der Fortschritt. Da muß doch dem Einfältigsten klar werden, daß solche Darbietungen etwas ganz anderes bedeuten müssen als sich selbst – in sich selbst sind sie sinnlos, sie weisen also auf etwas anderes hin, auf ein unausgesprochenes Geheimnis, das hinter ihnen steht, auf einen Traum, einen kaum geahnten Wunsch ...«

In seinen großen, weisen, tiefblauen Augen leuchtete es auf. Er trank tüchtig, doch blieb ihm ein reizender Anstand zu eigen, so etwas wie trockene Luft umwehte ihn freundlich. Er hat alles hinter sich, fühlte man, hat das schwere Leben mit allen, mit den schwersten Mitteln bewältigt. Ich kam mir, wiewohl vielleicht an Jahren gleich alt, vor ihm ganz unerwachsen vor.

»Und worauf also weisen sie hin?« fragte ich. »Wo ist das Geheimnis?«

Ich mußte recht dringend geworden sein, denn er wich mit einer gewissen Ängstlichkeit zurück: »Nein, ... wenn

Sie es nicht fühlen ... ich weiß nicht, zu erklären ist es nicht.«

»Etwas fühle ich schon« ließ ich nicht locker. »Daß da drinnen etwas recht Verdorbenes, auf die Spitze Getriebenes vorgeht, das fühle ich schon. Aber in Worte fassen, wie es Ihnen wohl vorschwebt ... sehn Sie, vielleicht bin gerade ich der Einfältigste, von dem sie vorhin sprachen, und mir ist es eben doch nicht klar geworden ...«

»Nein, vielleicht soll man es nur fühlen und nicht in Worte fassen.« Aber im Gegensatz dazu legte er nun doch los, überdies immer leise und fein. »Da wundern Sie sich wohl, junger Mann, warum ich es dann so registriere, warum ich meine Zeit nicht mit einer nützlicheren Tätigkeit verbringe. O wenn Sie wüßten! Für mich kann es nämlich gar keine nützlichere Tätigkeit geben. Sie erhält mich geradezu am Leben. Sonst hätte ich Sie, junger Freund, nicht erst um die noble Karte angebettelt. Sonst nicht! Man hat doch seinen Stolz. Prosit, junger Freund! Und aufrichtigen Dank. Denn was Sie mir da bieten – Sie wissen gar nicht, wie fabelhaft das für mich ist. Ja, ja, man hat da drinnen solide Fortschritte gemacht. Fortschritte im tauben Gestein, oder wie der Bergmann das sonst nennt. Im leeren Gestein, wo nicht zu graben ist. Da gräbt man Hals über Kopf, und keine Kosten gespart, und neue Ideen, führende Intelligenzen zu hundert am Werk. Bravo, großartig! Sie haben keine Ahnung, was ich meine, nicht wahr? Prosit, Jüngling! Sie sehen wahrhaftig aus, als hätte Sie das Leben noch nicht besonders rauh angerührt. Guter Posten, Tischlein deck dich, he? Und da spüren Sie wahrscheinlich auch nicht – Prosit, Muttersöhnchen, wie einem solch Lächeln einer schönen Tänzerin durch Mark und Bein gehen kann. Nicht etwa, weil man sich in sie verliebt. O Gott, wie weit ab liegt das! Was ich

meine, ist ja gerade das Entmenschte in diesem quasi-demokratischen Lächeln der Dame – in diesem Lächeln »an alle« – und doch kriegst du sie nicht, utsch, sie ist ja sehr teuer, ist Qualität. Wozu lächelt sie also? Um den Reiz zu steigern, um hier, wo im Grunde für Geld alles möglich ist, doch das Unmögliche zumindest anzudeuten, die Liebe, die große reine Liebe, das Seltenste von all dem Seltenen, was es auf Erden gibt. Kommt sie denn überhaupt noch vor? Ist sie je gewesen? Ob ja, ob nein, was tun die Menschen nicht alles, um sich wenigstens Ersatz für sie zu schaffen! *Un chant d'amour* – und ähnlicher Dreck – was für erlesene Gegensätze werden aufgeboten, um zu steigern, aufzuregen, einzuheizen – sehn Sie, es ist ja hier alles absichtlich voll von Gegensätzen, das Unsinnige bietet man an Stelle des Unfaßbaren, das eben die große Liebe ist – das Paradox an Stelle des Mysteriums. Paradoxie wie diese banale Melodie, in Sichtbarkeit umgesetzt von den tadellos schönsten Frauenbeinen. Oder solch ein englischer Schlager, bitte nehmen Sie ihn, zergliedern Sie ihn – *I want to be happy, but I am not happy, if you are not happy too* – ist er nicht sittlich, nein direkt kindlich, herzlich, lieb, goldig, jedes Wort ein freundlich sich öffnendes Kinderauge – und dazu sucht man sich den betörendsten Frauenkörper aus, um diesen aufs äußerste harmlosen und anständigen Text vorzuführen! Sinnlos, nichtwahr? Aber gerade der Unsinn ist der Sinn dabei. Ja, merken Sie denn nicht, wie das verwirren und auf das Unmögliche, auf das Geheimnis hinter all dem hinstoßen soll, auf das leere Goldbergwerk, in dem man Leben schürfen will und doch absolut nichts zu schürfen findet.«

Ich lauschte, ich schwieg. Zwar war ich, wie schon bemerkt, an jenem Abend absolut glücklich und trug den bewußten Brief in der Tasche. Mich selbst also und meine

Angelegenheiten konnte der verzweifelte Ton nichts an-
gehn, den ich aus den trockenen, manchmal sogar lustigen
Worten des Fremden heraushörte. Und doch – etwas reiz-
te mich. Schwer zu bestimmen, was. Vielleicht war es zu-
erst nur die banalste Form, in der menschliche Teilnahme
sich äußert: Neugierde. Aber bald ging die Sache tiefer.
Ich konnte mich von dem, was Mayreder erzählte, doch
nicht so ganz ausschließen (so schien es mir), ja bald
glaubte ich, daß sich kein Mensch der Welt davon aus-
schließen dürfe. Das ist natürlich übertrieben ausge-
drückt. Aber etwas ist daran. Zumindest an jenem Abend
schien es mir so. –

Wir saßen dann in einem guten Restaurant, nahe der
Madeleine. Ich hatte ihn zum Souper geladen. Einen Mo-
ment lang dachte ich, die Kellner würden ihn in dieses
vornehme Lokal gar nicht einlassen, seines ärmlichen
Anzugs wegen. Und ich erschrak, daß mir das erst im
Toreingang einfiel. Aber die Pariser Kellner haben ja einen
so feinen Blick. Sie sahn sofort, daß es sich um einen be-
sondern Menschen handelte, reihten ihn vielleicht still-
schweigend in die Künstlerkategorie ein. Es gab nicht den
geringsten Anstand. Und wir aßen und tranken aufs be-
ste. Überdies griff Herr Mayreder nur sehr wenig und
sehr artig zu – war also gar nicht so ausgehungert, wie er
aussah, oder wollte es wenigstens nicht zeigen. In der ab-
getragenen graugrünen Dienstbluse saß er vornehm,
schlank, kavaliermäßig da. Ich erinnerte mich an den
Ausspruch eines Freundes: Das Eleganteste ist doch, in
uneleganten Kleidern elegant auszusehn.

In dieser Nacht hat mir Mayreder sein ganzes Leben
erzählt. Wir wechselten mehrmals das Lokal, saßen in
Kaffeehäusern an den Boulevards, besuchten unter-
schiedliche Stadtviertel, waren zuletzt in einer kleinen